Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 38

Artikel: Von den Blinden und ihrem Leben

Autor: E.S.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641422

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

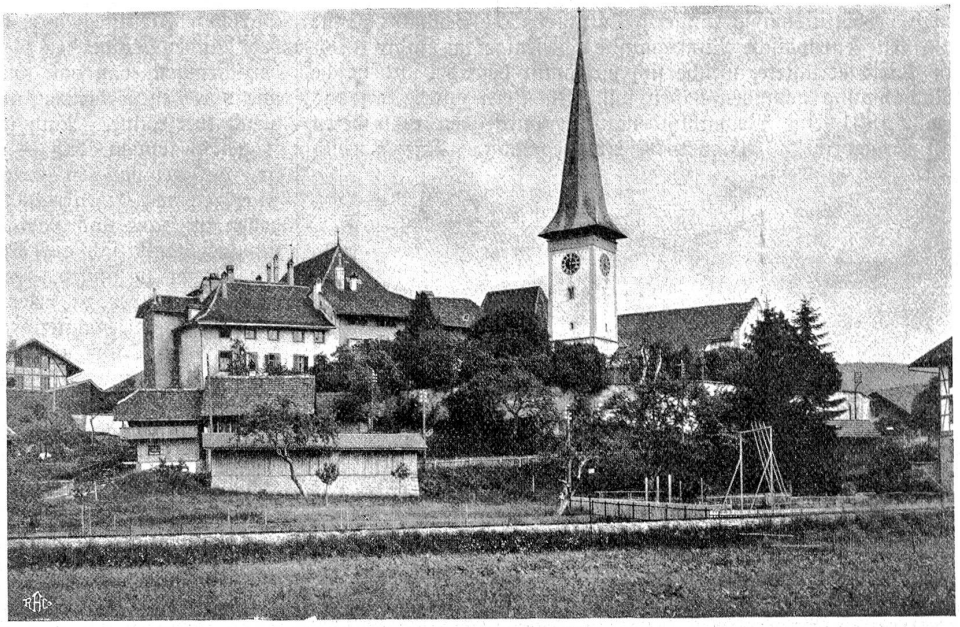
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Münze von ihrem Halse und drückte das Amulettchen Tullio in die Rechte. Das ging alles blitzschnell vor sich.

„Nimm! Nimm! Und weine nicht mehr, gell! Es tut mir leid! Und gell, ich bin noch deine Frau, Tullio?"

Damit rannte Aldina eiligst davon; denn Tullios Mutter trat eben herzu.

Tullio stand wie ein vom heiligen Geist Berührter da, starrte auf das kleine Heiligtum in seiner Hand und lauschte immer noch dem zarten, weichen Klange, wie einer, der halb schlummernd noch irgend einem wunderschönen Traume nachsinnt. Und mit einem Male war ihm so leicht und duftig zumute, daß er nach all dem erfahrenen Leid nichts anderes glaubte, als daß ein Engel ihm das Medaillon gegeben habe. Sein Schmerz war vergessen, sein verwundetes Gerechtigkeitsgefühl wieder geheilt, aber so sehr er sich auch nach Aldina umblickte und heimlich ihren Namen rief — sie war nicht mehr zu sehen.



Blindenanstalt Schloss Köniz.

Die Mutter bemerkte das Amulett in Tullios Hand und lächelnd wollte sie wissen, woher er es habe.

„Von einem Englein, Mutter," antwortete er, schloß fest sein rechtes Fäustchen und lächelte dabei so glückselig wie ein Maßliebchen beim ersten Frühlingssonnenschein. (Ende.)

Von den Blinden und ihrem Leben.

Von E. Schr.

O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern . . . .
Schiller.

Oft, wenn am Abendhimmel die Sonne ihre letzten Strahlen ausglüht, die Dachfirnen unserer Stadt und den fernen Wald mit Goldreifen umzieht, oder wenn sie in die Fluten der Aare untertauchend, über deren Wellenspiegeln hinweg Spritzer nach allen Seiten sendet wie flüssiges Glas, dann muß ich an jenes eine Gemälde denken, auf dem ein junges Weib mit geschultertem Krug, den Stab in der Hand, sich durch ein blühendes Mohnfeld tastet und dem der Künstler den lakonischen Titel gab: „Die Blinde." — Es ist ein Sensationsbild, ich weiß es; aber kann man den sehenden Menschen eindringlicher vor Augen halten, welch' unermeßlich großen Schatz sie im Licht des Auges, das so gern der Spiegel der Seele genannt wird, besitzen, und andererseits, kann gewaltiger und erschütternder die jämmerliche Laune der eigensinnigen Natur gezeigt werden, als daß die Jugend inmitten die Schönheit gestellt wird, von der sie nichts, gar nichts sieht oder kaum ahnt? — Nein, ich wüßte keinen tragischeren Vergleich, als diesen. Und das ist nun sonderbar: wie der Besitzende selten über sein Eigentum nachzudenken pflegt, weil er es als etwas selbstverständliches hinnimmt, so pflegen auch wir mit den sehenden Augen Geborenen selten über die unschätzbar köstliche Gabe des Sehens nachzudenken. Die Unterlassung ist menschlich begreiflich, die Gedanken müßten sich sonst auch mit denen beschäftigen, die im Dunkeln wandeln, denen die leuchtende Natur nicht mehr erstrahlt, oder nie gegrünt oder erblüht hat. Da jedoch dieser Art Gedanken auf den Grenzwegen des Melancholischen und Sentimentalen wandeln, zählen sie nicht zu den angenehmen in dieser Welt und sind deshalb selten. Wir aber haben es uns nun einmal in den Kopf gesetzt, unsere Leser nach und nach mit allem, was in unserem schönen Lande lebt und schafft in irgend welche Beziehung zu bringen. Denn, liebe Leserin, stellen Sie sich einmal vor, Sie würden in irgend einem bernischen „Fräßbedli" ganz unvermittelt so zwischen Erdbeerpudding und Sandtorte gefragt, ob Sie eine Ahnung hätten, was die Blinden in unserem Kanton eigenlich trieben, und Sie müßten verneinend das krause Köpfchen schütteln Das wäre doch schrecklich, nicht wahr? Sie würden beschämt ihre Unwissenheit gestehen und würden mir versichern, daß es sie im höchsten Grade interessiere, etwas von diesen unglücklichen Menschen zu vernehmen. So wollen wir uns einmal mit ihnen beschäftigen und dem, was wir über sie zu sagen haben, einige Bilder aus der Privatblindenanstalt Köniz als Illustrationen beigeben.

Blinde Menschen hat es wohl zu allen Zeiten gegeben und das Altertum spricht von ihnen, als von solchen, denen ganz besondere Begabungen inne wohnten. Sie galten vielfach als „Seher", d. h. als Menschen, denen als Ersatz dafür, daß ihnen das zeitlich Wahrnehmbare verschlossen blieb, die Rätsel der Zukunft nicht in Dunkel gehüllt waren, wie den andern Sterblichen. So stellte man sich z. B. auch die großen Dichter wie Homer als blind vor, und es ist in der Tat richtig, daß für das Fehlen des Gesichts, sehr oft andere Fähigkeiten um so vollkommener ausgebildet sind. Auf diese Wahrnehmungen gestützt, hat man denn in allen Ländern das System der Blindenpflege, wie wir es jetzt haben, aufgebaut. Zwar ist die Versorgung der Blinden in Anstalten

noch verhältnismäßig jüngern Datums. Die Geschichte nennt als erste europäische Blindenanstalt diejenige im Jahre 1784 in Paris errichtete, welche sich vorzüglich bewährt und rasche Nachahmung gefunden haben soll. In Bern wurde um das Jahr 1831 eine Privatblindenanstalt durch den erblindeten alt Großweibel G. E. von Morlot gegründet. Das Vorbild

Blinde Knaben mit Feldarbeiten beschäftigt.

von Zürich, wo schon um 1809 eine solche entstand, und noch mehr die Bekanntschaft und der Verkehr mit dem „blinden Eisi" (Elise Kohler) im Sulgenbach bei Bern, das ein blindes Mädchen in den Handarbeiten anleitete, brachten Herrn von Morlot die Erkenntnis bei, daß der Blinde geistig und körperlich bildungsfähig sei. Nun versammelte er die Blinden im Kanton, Männer, Frauen und Kinder um sich und vereinigte sie zu einer einzigen Familie. Er selber opferte sein ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen und suchte und fand die ferneren finanziellen Mittel zur Gründung der Anstalt und zur Verwirklichung seines hochidealen Planes. Die erste Unterkunft fanden die also zusammengewürfelten blinden Menschen im Kanton Bern im Juni 1837 im alten Mädchenwaisenhaus an der Speichergasse 5. 31 Zöglinge und Pfleglinge, worunter ein sechsjähriges Mädchen und eine 83jährige Frau, hielten den Einzug.

Wie bei allen Neueinrichtungen, mußten natürlich auch auf diesem Gebiete zuerst Erfahrungen gesammelt werden, um zum heutigen fortgeschrittenen Stand der Dinge zu gelangen. Aber heute noch, wie damals sind große Mühe, unendliche Geduld, Selbstbeherrschung und stündliche Aufopferung die täglichen Begleiter der Lehrer und Vorsteher einer solchen Anstalt, besonders einer solchen für Kinder. Denn wenn das blindgeborene oder früh erblindete Kind in die Anstalt aufgenommen wird, kennt es in der Regel nicht einmal die einfachsten Manipulationen der Selbsthilfe. Es weiß sich beim Essen nicht zu helfen, kann keinen Knopf zu- oder aufmachen, weiß nicht, wie man seine Kleider an- und auszieht, die Schuhe bindet, sich wascht oder kämmt. Der Mensch ist unheimlich unbehülflich, der seiner Lebtag nichts hat abgucken können. Eine um die andere Verrichtung der Selbstbedienung, sowie der häuslichen Arbeiten muß systematisch eingeübt, oftmals besprochen, immer wieder vorgemacht und verbessert werden und schließlich bringt man ganz blinde schulpflichtige Mädchen dazu, daß sie ihr Bett, das Schlaf- und Toilettezimmer selber besorgen, daß sie Böden kehren und aufwaschen, den Tisch decken, Eßgeschirr reinigen und sogar einfache Gerichte kochen können. Aeltere Knaben und Mädchen werden auch zu Gartenarbeiten herangezogen und wenn sie sich erst durch Tasten darüber orientiert haben, wo sie sind, wie sie die Sachen angreifen sollen, arbeiten sie meist mit Geschick und immer mit größtem Eifer. Der Wert der Haus- und Gartenarbeiten liegt in erster Linie darin, das Selbstbewußtsein des blinden Kindes zu wecken, ihm die frohe Ueberzeugung beizubringen, daß von ihm Pflichterfüllung gefordert werde wie von den Sehenden, und daß es in vielen Dingen es diesen gleich tun könne. Nach und nach lernt es seine Umgebung so genau kennen, daß es sie beschreiben kann und imstande ist, die geologischen Erscheinungsformen der Erdoberfläche seines kleinen Eigenreichs zu schildern. Aus dem freien Ergehen in Haus und Garten, auf Wegen und Stegen entwickelt sich die Kunst, sich auf Straßen und Plätzen zu bewegen und sich zurecht zu finden. Freilich das letztere ist für die meisten ungemein schwer zu erlernen. Jedoch einzelnen genügt es, wenn sie einmal, höchstens zweimal geführt werden, um sich allein, durch bloßes Tasten zurechtzufinden. Beweise dafür leisteten die im Juli d. J. zum zweiten deutschen Blindenkongreß in Braunschweig erschienenen Blinden, von denen welche einzeln und in Gruppen zu dreien und vieren fröhlich und vergnügt auf Wegen durch die Stadt spazierten, durch die man sie am Tage zuvor geführt. Solche Geschehnisse erscheinen dem Uneingeweihten oft wie Wundererzählungen und doch sind sie weit davon, Wunder zu sein. Aber das glänzende Resultat einer Erziehungsmethode sind sie, die allerdings schlechthin als eine Erfindung ohnegleichen bezeichnet werden darf.

Da das einzige Orientierungsvermögen der Blinden im Tasten liegt, ist es klar, daß das Tastgefühl bei ihnen ein außerordentlich entwickeltes ist. Sie sind in der Lage, mit den Fingerspitzen Einzelheiten zu finden, die dem schärfsten Auge oft verborgen bleiben. Die Zeit und die Uebung erheben das Gefühl zum richtigen Tastsinn. Aus dieser Erkenntnis heraus wurde das ganze Unterrichtssystem der Blinden aufgebaut und allmählich erweitert. So für das Lesen, Schreiben, Rechnen und den Realunterricht.

Um den Blinden Lesen und Schreiben beizubringen, hatten sich bis vor wenigen Jahren eine Unmenge verschiedenartigster erhobener Schriftzeichen-Systeme gegenseitig das Feld streitig gemacht. Zur Zeit wird dem vom Franzosen Louis Braille (1809—1852) erfundenen Punktschriftsystem, sowohl von den Blinden als den Blindenpädagogen aller Länder der Vorrang eingeräumt. In diesem werden das Alphabet und die Zahlen aus nur sechs Punkten, die natürlich für jeden Buchstaben und jede Zahl verschieden eigenartig gruppiert

Blinde Mädchen beim Unterricht.

werden, gebildet. Solche Satzgebilde sind für uns Sehende ein solch verblüffender Wirrwarr, daß wir uns kaum vorzustellen vermögen, wie aus diesen Zeichen, durch leichtes Betasten die Buchstaben zu fühlen und daraus Worte zu kombinieren sind. Der geübte Blinde „liest" diese Schrift aber spielend leicht und fließend.

(Schluß folgt.)